

Nr. 13 Bromberg, den 29. Januar 1925.

Der Mantel.

Eine Novelle von Nicolaj Gogol.
(Aus dem Russischen übertragen von Rudolf Kaßner.)

(1. Fortsetzung.)

Auf der Stiege zu Petrowitsch — die Wahrheit zu sagen war diese gerade frisch eingeseift und stank, wie alle Petersburger Hintertreppen, stark nach Schnaps — ich sage auf der Stiege überlegte Akaki Akakiewitsch, wieviel Petrowitsch wohl verlangen werde, und war in Gedanken fest entschlossen, nicht mehr als zwei Rubel zu geben. Die Tür stand offen, denn die Küche, wo des Petrowitsch Weib einen Fisch briet, war so voll Rauch, daß man nicht einmal die Schwaben sehen konnte. Akaki konnte also durchgehen, ohne von der Wirtin gesehen zu werden, und trat ins Zimmer des Petrowitsch, der an einem breiten ungestrichenen Tisch saß und die Beine wie ein Pascha gekreuzt hatte. Die Füße waren wie bei allen Schneidern bloß, und vor allem mußte dem Kunden der Daumen auffallen; Akaki Akakiewitsch kannte ihn gut mit seinem verstümmelten Nagel, der dick und hart wie Schildpatt war. Um den Hals hingen ihm Fäden von Zwirn und Seide, und auf den Beinen hatte er einen alten Fetzen. Schon seit einigen Minuten suchte er den Zwirn in das Nadelöhr zu bekommen, doch es wollte ihm nicht gelingen, und da begann er denn auf die Finsternis zu schimpfen und auch auf den Zwirn: Er geht nicht hinein, das Luder. Akaki Akakiewitsch war es nicht angenehm, gerade in einem Augenblick zu kommen, da Petrowitsch in schlechter Stimmung war: es wäre ihm lieber gewesen, bei Petrowitsch eine Bestellung zu machen, wenn dieser seine Kurage vertrunken hatte und nach Fusel roch. In solchem Zustande ging er nämlich auf alles ein und stand immer wieder von seinem Sitze auf und verbeugte sich in einem fort und war überaus dankbaren Gemütes. Freilich, später kam dann das Weib und weinte und schrie, der Mann wäre betrunken gewesen, gestern, und hätte nur darum die Arbeit für so wenig übernommen. Doch da legte man ein paar Kopeken zu, und die Sache war abgemacht. Heute aber, schien es, war Petrowitsch nüchtern und darum fest, er tat den Mund nicht auf und war also eher geneigt, weiß Gott was für Preise zu verlangen. Akaki Akakiewitsch fühlte das sehr deutlich und wollte schon wieder zurück, doch er war bereits zu weit gekommen, Petrowitsch hatte ihn erblickt und blinzelte ihn mit seinem einzigen Auge von der Seite an, so daß der Titularrat ganz gegen seinen Willen: „Guten Tag, Petrowitsch!" ausrief. „Gott zum Gruß, Herr!" erwiderte Petrowitsch, und das Auge des Schneiders fiel auf die Hand des Akaki Akakiewitsch und wollte wissen, was für eine Beute dieser ihm heute denn brächte. „Ich komme zu dir, Petrowitsch . . . denn . . . weil . . ." Man muß wissen, daß der Titularrat sich meist nur in Umstands- und Beiwörtern und in sonst welchen Silben, die ganz ohne Sinn waren, ausdrückte. Und wenn eine Sache sehr schwierig war, hatte er die Gewohnheit, den Satz überhaupt nicht zu beenden . . .

„Was habt Ihr da?" sagte Petrowitsch und musterte inzwischen mit seinem einen Auge die ganze Uniform von oben bis unten, Kragen, Ärmel, Rücken, Falten, Achselschlingen, er kannte das alles sehr gut, denn es war seine eigene Arbeit. Das ist bei Schneidern so Gewohnheit, das erste, was jeder tut.

„Da hab ich was für dich, Petrowitsch. Den Mantel . . . Das Tuch . . . Du siehst, es ist überall noch gut, ganz fest. Er ist nur etwas verstaubt und sieht darum so alt aus, doch er ist noch ganz neu . . . neu . . . Nur hier ist so etwas . . . am Rücken. Und auch noch auf der Schulter ist er ein wenig durchgescheuert, und dann da noch auf dieser Schulter . . . Siehst du es auch? Das ist alles. Nicht viel Arbeit."

Petrowitsch nahm den Mantel, breitete ihn auf dem Tisch aus und prüfte ihn lange. Er schüttelte mit dem Kopf, und seine Hand griff nach einer runden Tabakdose mit dem Porträt eines Generals darauf — man konnte nicht sehen welches, denn dort, wo das Gesicht hätte sein sollen, war das Holz mit dem Finger durchgedrückt und mit einem Stückchen Papier zugeklebt. Petrowitsch schnupfte ein wenig Tabak und hielt jetzt den Mantel gegen das Licht und schüttelte noch einmal sein Haupt; dann kehrte er das Futter heraus und schüttelte wieder mit dem Kopfe; noch einmal nahm er die Dose mit dem geköpften General, schnupfte etwas Tabak, legte sie aufs Fensterbrett und sagte endlich: „Nein, da ist nichts mehr auszubessern. Der Mantel ist schlecht."

Dem Titularrat schlug das Herz. „Warum nicht, Petrowitsch?" fragte er mit der jammernden Stimme eines kleinen Kindes. „Er ist doch nur an den Schultern etwas durchgescheuert. Du hast sicher bei dir noch alte Flicken zum Stopfen."

„Die habe ich schon; aber man kann sie nicht mehr aufnähen. Das Tuch ist schon ganz mürbe und hält den Stich nicht mehr aus: so ist es!"

„Dann nähst du eben einen Lappen drauf!"

„Worauf denn? Nein, nein, den kann man nicht mehr zurechtflicken, der hat schon zuviel durchgemacht."

„Doch, doch, stopf ihn nur!"

„Nein", sagte Petrowitsch jetzt ganz entschlossen, „da ist nichts mehr zu stopfen. Am besten macht Ihr Euch, wenn der Winter kommt, Fußlappen daraus. Strümpfe sind doch nicht warm. Die haben die Deutschen erfunden, um noch mehr Geld zu machen. (Petrowitsch liebte es, gelegentlich auf die Deutschen zu schimpfen.) Den Mantel aber, versteht sich, müßt Ihr Euch neu machen lassen."

Bei dem Worte „neu" wurde es dem Titularrat dunkel vor den Augen, und alles drehte sich ihm im Zimmer, und er sah nur ganz klar vor sich den General mit dem zugeklebten Gesicht auf der Tabaksdose.

„Wieso einen neuen?" rief er wie aus dem Traum. „Ich habe doch kein Geld dafür."

„Ja, einen neuen", bestätigte Petrowitsch mit grausamer Ruhe.

„Und wenn es schon ein neuer sein muß, was würde . . .?

„Ihr meint, was er kostet?"

„Ja."

„Nun, so hundertundfünfzig Rubel müßt Ihr darauf schon verwenden", meinte Petrowitsch und kniff die Lippen zusammen. Er liebte nämlich die starken Effekte. Er liebte es, den Leuten Schrecken einzujagen und dann so von der Seite zuzusehen, was der Geschreckte für ein Gesicht machte.

„Hundertundfünfzig Rubel für einen Mantel!" schrie Akaki Akakiewitsch auf, vielleicht das erstemal wieder nach seiner Geburt, denn für gewöhnlich pflegte er sehr still zu sein.

„Ja, gewiß!" sagte Petrowitsch. „Und wenn Ihr den Kragen aus Marder und die Kapuze mit Seide gefüttert haben wollt, so kommt er auf zweihundert."

„Petrowitsch, ich bitte dich", flehte der Titularrat, ohne auf Petrowitsch zu hören und auf dessen Effekte zu achten, „bessere mir den Mantel aus, damit er noch einige Zeit wenigstens hält!"

„Nein, das geht nicht. Das hieße Arbeit verschwenden und das Geld auf die Straße werfen", schloß Petrowitsch, und Akaki Akakiewitsch lief hinaus. Petrowitsch jedoch behielt noch lange seine Stellung, kniff höchst bedeutsam die Lippen zusammen und ließ die Hände von der Arbeit, so zufrieden war er damit, daß er diesmal weder sich selbst erniedrigt noch die Schneiderkunst verraten hatte.

Auf der Straße ging Akaki Akakiewitsch wie im Traume. „So etwas! Ich hätte doch nicht gedacht, daß es dazu kommen würde!" Und dann fügte er nach einigem Überlegen hinzu: „So steht die Sache. Das kam dabei heraus. Wer hätte vermuten können, daß es damit so steht." Und wieder schwieg er, und jetzt noch einmal: „So steht es also mit mir. Das konnte ich doch nicht erwarten, niemals ... So etwas ..." Anstatt nach Hause ging er nun, ohne es zu wissen, genau in der entgegengesetzten Richtung. Auf dem Wege streifte ihn ein Schornsteinfeger, und die Schulter war ganz schwarz davon. Auch fiel eine Kelle mit Kalk auf ihn von einem Hause, an welchem gebaut wurde. Er merkte nichts. Erst als er gegen einen Wachtposten angerannt war, der, die Hellebarde neben sich, aus seinem Beutel Tabak auf die schwielige Hand tat, wachte er auf, denn der Posten schrie ihn an: „Mußt du mir denn ins Maul kriechen? Wozu ist denn das Trottoir da?" Jetzt sah er auf und ging nach Hause. Und hier erst begann er die Gedanken zu sammeln und klar seine Lage zu übersehen, hier erst begann er mit sich nicht mehr zusammenhanglos, sondern überlegt und offen zu sprechen, als redete er mit einem klugen Freunde, dem man eine Herzenssache anvertrauen kann. „Nein, nein, heute kann niemand mit Petrowitsch reden. Sein Weib muß ihn durchgeprügelt haben. Ich gehe besser am nächsten Sonntag noch einmal zu ihm. Sonnabend ist er betrunken, und da bekommt er Sonntag darauf die Augen nicht auf und bedarf einer Stärkung. Sein Weib gibt ihm das Geld nicht, und dann bin i c h da und drücke ihm einen Sechser in die Hand, und so wird er mit sich reden lassen, und der Mantel wird dann noch gehen ..." So schloß der Titularrat, sprach sich Mut zu und wartete auf den nächsten Sonntag. Kaum hatte er gesehen, daß des Schneiders Weib aus dem Hause ging, so eilte er schnurrstracks zu ihm. In der Tat hatte Petrowitsch Mühe, sein einziges Auge aufzubekommen, und war ganz voll Schlaf und ließ den Kopf hängen. Doch kaum hatte er verstanden, um was es sich wieder handle, als er schon wie vom Satan getrieben rief: „Nein, nein, das geht nicht. Ihr müßt einen neuen bestellen!" Der Augenblick war da, ihm den Sechser in die Hand zu drücken. „Ich danke Euch, Herr! Da kann ich mich ein wenig stärken gehn auf Eure Gesundheit. Doch den Mantel laßt nun einmal, er taugt wirklich nichts mehr. Ich mache Euch einen neuen, schönen, und dabei bleibt es." Der Titularrat fing immer wieder von der Reparatur an, doch Petrowitsch hörte gar nicht auf ihn und rief: „Ich mache Euch einen neuen. Verlaßt Euch auf mich, ich werde mir Mühe geben! Ich werde Euch sogar, weil es jetzt so Mode ist, silberne Pfötchen aufs Appliqus nähen."

Akaki Akakiewitsch sah nun ganz klar, daß der neue Mantel nicht mehr zu umgehen war, und sein Mut war weg. Von welchem Gelde sollte er sich ihn nur machen lassen? Freilich durfte er auf die Remuneration zu den Feiertagen hoffen, doch die war schon im voraus eingeteilt: er brauchte neue Hosen, mußte den Schuster bezahlen fürs Aufsetzen von Kappen an den Schuhen, und dann wollte er bei der Näherin drei Hemden bestellen. Kurz, das Geld war schon verausgabt. Und wenn auch der Direktor so gnädig wäre, ihm statt vierzig Rubel fünfundvierzig oder gar fünfzig zu bewilligen, würde die Kleinigkeit, die übrigbliebe, nur ein Tropfen im Meere sein im Vergleich zu der Summe, die der neue Mantel kosten sollte. Natürlich, das wußte er schon, daß Petrowitsch, weiß der Teufel warum, bei guter Laune gerne solche verrückte Preise machte, so daß selbst sein Weib sich nicht mehr halten konnte und ihn anschrie: „Bist du närrisch geworden? Einmal arbeitest du für nichts, und dann wieder treibt dich der Teufel, einen Preis zu verlangen, den du selber gar nicht wert bist." Wenn der Titularrat auch wußte, daß Petrowitsch den Mantel für achtzig Rubel liefern würde — woher aber selbst die achtzig nehmen? Die Hälfte konnte er noch zusammenkriegen, ja, die Hälfte sogar sicher, vielleicht auch eine Kleinigkeit mehr: aber die andere Hälfte, wer sollte die ihm geben? . . . Doch der Leser muß zuerst erfahren, woher er die erste Hälfte nehmen wollte. Akaki Akakiewitsch hatte nämlich die Gewohnheit, von jedem verausgabten Rubel eine Kopeke in eine kleine Sparbüchse zu tun, die verschlossen war und einen schmalen Schlitz hatte, durch den so eine Kopeke ging. Jedes halbe Jahr zählte er die Summe, die sich angesammelt hatte, und wechselte sie in Silber um. Das hatte er nun seit geraumer Zeit durchgeführt, und auf diese Weise war im Laufe von mehreren Jahren die Summe von vierzig Rubeln zusammengekommen. Die eine Hälfte war also da, in seinen Händen, woher aber, noch einmal, kamen die anderen vierzig Rubel? Akaki Akakiewitsch überlegte hin und her und beschloß endlich, mindestens ein ganzes Jahr sich einzuschränken, das heißt: keinen Tee mehr am Abend zu trinken, kein Licht mehr anzuzünden und, wenn er abends arbeiten müsse, zur Wirtin zu gehen und dort bei der Kerze zu schreiben; dann auf der Straße so leise und vorsichtig wie möglich aufzutreten, ja auf den Zehen zu gehen, um die Sohlen nicht durchzulaufen; endlich die Wäsche so selten wie möglich zum Waschen zu geben und sie zu Hause gleich auszuziehen, damit sie nicht abgenützt werde, und im halbwollenen Schlafrock dazusitzen, der sehr alt sei und dem die Zeit darum nichts mehr anhaben könne. Es fiel ihm ja, um die Wahrheit zu sagen, anfangs schwer, sich an alle diese Entbehrungen zu gewöhnen, doch mit der Zeit wurde es ihm immer leichter, ja allmählich ward er ein Meister in der Kunst zu hungern, im Geiste sich mit dem Gedanken an den neuen Mantel nährend.

Und seit diesen Tagen wurde sein ganzes Wesen gleichsam voller, als hätte er geheiratet, als stünde ihm jetzt ein Wesen zur Seite, als wäre er nicht mehr allein, und eine köstliche Lebensgefährtin hätte sich endlich entschlossen, den Weg des Lebens mit ihm zu wandeln, und ich sage, diese köstliche Lebensgefährtin war eben der Mantel, innen wattiert und mit starkem Futter versehen. Akaki Akakiewitsch wurde in der Tat lebhafter und fester gleich einem Menschen, der ein Ziel hat. Aus seinem Gesicht und aus seinen Schritten waren von selbst aller Zweifel, jegliche Unentschlossenheit, alle die schwankenden und unbestimmten Züge verschwunden. In sein Auge kam zuweilen Feuer, und in seinem Hirn blitzten dann kühne, ja freche Gedanken auf: könnte der Kragen am Ende nicht doch aus Marder sein? Ich sage, Akaki Akakiewitsch wurde durch solche und ähnliche Gedanken zerstreut, und einmal hätte er beim Abschreiben beinahe einen Fehler gemacht, so daß er laut aufschrie und sich bekreuzte. Jeden Monat mindestens einmal klopfte er bei Petrowitsch an, um über den Mantel zu schwatzen: wo würde man wohl am besten das Tuch kaufen, und welche Farbe sollte es eigentlich haben, und wie teuer würde es sein? Und jedesmal kam er, wenn auch nicht ganz ohne Kummer, so doch zufrieden nach Hause bei dem Gedanken, daß nun endlich bald die Zeit da sei, da man alles Notwendige kaufen und der Mantel fertig sein würde. Und die Zeit kam schneller, als er geglaubt hatte, denn wider alles Erwarten hatte der Direktor ihm nicht nur vierzig, sondern ganze fünfzig Rubel bewilligt. Ob dieser es nun geahnt hat, daß Akaki Akakiewitsch einen neuen Mantel brauchte, oder ob das so von selber gekommen ist, Akaki Akakiewitsch hatte auf einmal zwanzig Rubel mehr. Und dieser Umstand beschleunigte die Sache. Noch zwei, drei Monate hungern, und Akaki Akakiewitsch hatte die achtzig Rubel beisammen. Sein sonst so ruhiges Herz begann laut zu schlagen, als er sich mit Petrowitsch zusammen nach dem Laden aufmachte. Sie kauften sehr gutes Tuch, nicht zu teuer, war dieses doch ein halbes Jahr hindurch der alleinige Gegenstand ihres Denkens gewesen und hatten sie doch selten einen Monat verstreichen lassen, ohne im Laden um den Preis zu handeln; dafür meinte aber auch Petrowitsch jetzt, daß es bestimmt kein besseres Tuch gäbe. Als Futter wählten sie Coulaincour, guten, festen, der nach der Aussage des Petrowitsch besser sei als Seide und auch so aussehe und glänze. Marder kauften sie nicht, das war zu teuer, dafür wählten sie aber ein Katzenfell, das beste, das sie im Laden fanden und das man im übrigen von weitem ganz gut für Marder halten konnte. Petrowitsch brauchte im ganzen vier Wochen für den Mantel, denn es gab viel zu steppen, sonst würde er wohl früher damit fertig geworden sein. Für die Arbeit nahm er zwanzig Rubel, billiger ging es schon nicht. Alles war auf Seide genäht, und bei jeder Naht half Petrowitsch noch mit den Zähnen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Das Händchen.

Skizze von Otto Promber, Dresden-L.

„Was hast du für einen grünen Fleck auf der Stirn?" sagte ich eines Tages zu meinem Kollegen.

Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus und schnitt eine halb komische, halb fatale Grimasse. Schließlich meinte er: „Mir ist da kürzlich eine dumme Geschichte passiert . . ."

„So, so", sagte ich. „Na und?"

Er kratzte sich hinterm Ohr. Dann erzählte er: „Vor drei Tagen besuchte ich unser neues Lichtspieltheater. Als ich von der hellen Straße eintrat, war es mir vollständig schwarz vor den Augen. Da kam das Fräulein mit der Zauberlampe,

ging mir voraus und wies mir den einzigen noch freien Platz an.

Nachdem ich mich seßhaft gemacht hatte, blickte ich mich um und stellte in der Dunkelheit mit Mühe fest, daß links von mir ein älterer Herr, rechts von mir eine noch sehr junge Dame saß, einen Panama auf dem Kopfe. Der Hut mit dem niedergebogenen Rand verdeckte beinahe ihr ganzes Gesichtchen. Sie knabberte an etwas, vermutlich war's Schokolade. Was mir aber besonders auffiel, das war ihre linke Hand, die sie auf die Stuhllehne gelegt hatte. Es war ein Händchen, sag' ich dir — wunderbar zart und fein, wie von Wachs! Ein Händchen unsagbar reizend — dabei kaum größer als eine Kinderhand.

Ich hätte nun gern versucht, mir die Kleine etwas näher zu besehen. Doch das Drama auf der Leinwand mußte ja bald zu Ende sein und dann wurde es hell. Also ich begnügte mich vorläufig mit dem Händchen . . .

Bald bemerkte ich, daß die Kleine das Taschentuch herausnahm, um ihre Fingerchen und das Schokoladenmäulchen abzuwischen. Wenn ich das Taschentuch wäre! ging es mir unwillkürlich durch den Kopf.

Doch da glitt ihr das Programm vom Schoß.

Wupp! Ich griff so kolossal energisch danach, daß meine Stirn mit voller Wucht auf die Kante des vor mir befindlichen Stuhlrückens niedersauste. Au — pfui Taufel! — wie das schmerzte! Aber die Hauptsache war, daß ich das Programm erwischt hatte. Ich verbiß meinen Schmerz und reichte es ihr galant: „Hier, mein Fräulein."

„Danke." Ihres Wortes Hauch erreichte gerade noch mein Ohr.

Während nun auf der Leinwand das Drama seinen Fortgang nahm, berührte meine Hand zufälligerweise die ihre.

Du weißt gar nicht, kannst gar nicht nachempfinden, wie mir dabei zumute wurde! Obwohl meine Fingerspitzen nur auf ihr zartes Händchen tupften, ging mir die Berührung doch „durch und durch". Es war, als ob ein elektrischer Strom von dem Mädchenkörper zu dem meinen herüber fließe, und mein Herz fing heftig an zu klopfen . . .

Sie zog die Hand auch gar nicht zurück — Gott bewahre! Hm, dachte ich, da haben gewiß wir beide unser Vergnügen. Jedenfalls ist sie keine spröde Puppe, sondern ein herziges zutrauliches Geschöpfchen, das man sofort lieb haben muß.

Du weißt ja, wie wir Männer sind: läßt uns eine Dame den kleinen Finger, so nehmen wir gleich die ganze Hand. Und so machte ich wie zufällig mit dem Arm einen Ruck von vorn und strich ihr auch schon ganz vertraulich über die kleinen Finger. Nun noch einen Ruck, und ich hielt ihr Händchen unsagbar frech in meiner Hand . . .

Sie entzog es mir auch jetzt nicht. Indem unsere Augen mit scheinbarem Interesse auf das Drama der Leinwand starrten, befühlte ich mit heißer, zitternder Wonne ihr beringtes Goldfingerchen und die anderen allerliebsten Finger.

Ich kann dir sagen, ich habe schon manches Angenehme erlebt. Aber selten hat etwas in mir solch prickelnden Reiz hervorgerufen wie dieses scheue, stille Berühren, diese Zeichensprache in der Dunkelkammer des Kinos. Eigentlich — es war doch gar nichts weiter daran! Und doch berauschte es mich, dieses liebe Kind zu berühren, so daß ich zu schwärmen anfing wie in meinen Jünglingsjahren.

Was mich so seltsam entzückte, war aber wohl auch ihre Zutraulichkeit. Denn, wie gesagt, ließ sie sich die Berührung, die sie doch wahrnehmen mußte, ruhig gefallen. War sie gespannt, was weiter sich daraus entwickeln werde?

Mein noch jugendlich empfindendes Herz klopfte zum Zerspringen. Dieses zutrauliche Kind! Dieses so fein intim empfindende, wunderherrliche Mädchen! Es gibt doch wirklich kaum etwas Schöneres als diesen Reiz scheuer körperlicher Berührung mit einer wildfremden Evastochter im geheimnisvoll dämmerigen Dunkel eines Kinos . . .

In der Begeisterung kam mir eine Idee.

Ich wußte, daß ich in der Tasche meiner weißen Weste drei Markstücke stecken hatte. Rasch holte ich eines hervor und reichte es dem unbekannten Liebling in das zarte Patschhändchen, ohne daß ich nur einen Blick von der Leinwand des Kinos wendete.

„Das war plump, brutal, blöd'!" schrie ich dazwischen. „Übrigens wenn es ein anständiges Mädchen war, so . . ."

„Still, lass' mich doch ausreden! Wo stand ich gleich? Richtig, ich gab ihr also das Geldstück. Zu meiner großen Freude griffen ihre Finger fest zu. Sie steckte das Geld in ein Perlenhandtäschchen.

Da — was war das?

War ich es bisher gewesen, der ihre Hand gestreichelt hatte, so war **sie** es jetzt, die sie mir drückte. Diese feinsinnige Dankbarkeit! Ganz unaufdringlich und zart glitten ihre kleinen Finger über meinen Handrücken.

Gut, dachte ich. Wenn du ein liebes Kind bist, sollst du auch die anderen Markstücke haben! Nur immer nobel! Damen gegenüber darf man sich nicht lumpen lassen.

Und so schob ich ihr denn noch die anderen beiden Markstücke in die Finger, wobei ich mich diesmal dem Rande ihres großen Panama näherte und ihr scherzend zuflüsterte: „Aber ein Küßchen in Ehren, mein Fräulein . . .?"

Sie nahm das Geld ohne mich anzublicken und meinte leise: „Später." Dabei senkte sie verschämt den Kopf, so daß ich von ihr nichts als den großen Hut, Schulter und Arm sehen konnte.

Mein Herz schlug einen Triumphmarsch; ich schwelgte in eitel Freude. In einem richtigen Rausche befand ich mich; anscheinend hatte ich schon die Hälfte des Wegs zum siebenten Himmel zurückgelegt. Das Drama auf der Leinwand war mir natürlich längst schon Nebensache geworden; ich hatte den Faden verloren und wartete mit Ungeduld auf den Augenblick, wo die Lichter wieder aufflammen und mir meine liebe Nachbarin in aller Deutlichkeit zeigen mußten.

Da drückte sie plötzlich besonders herzhaft meine Hand, erhob sich so rasch, daß der aufschnellende Stuhlsitz laut an die Lehne schlug und stürmte in merkwürdiger Hast aus dem Kino.

Hoho!

Zunächst war ich maßlos verblüfft und wußte nicht recht, was ich denken und tun sollte.

Dann aber glaubte ich zu erraten, was ihr letzter Händedruck bedeuten sollte und verließ ebenfalls schleunigst meinen Platz. Energisch zwängte ich mich durch die Bankreihe, stieß einen dicken Herrn versehentlich an, trat einer Dame auf die Zehen und eilte dem Ausgang der Filmstätte zu.

Zwei Minuten später stand ich wieder in der blendenden Helle und im Tumult des großstädtischen Straßenverkehrs.

Ja aber — wo war denn nur meine reizende Kleine hingeraten?

Ich warf meine Augen wie Angelhaken nach links und rechts. Doch die Inhaberin des entzückenden Händchens war und blieb verschwunden!

Eine jähe Enttäuschung kam über mich. Diese Enttäuschung wirkte auf mich wie der bekannte kalte Wasserstrahl, der seit dem ersten Sündenfall schon so viele zart gehegte Hoffnungen vernichtet hat.

War ich schon im Kino „handgreiflich" gewesen, so hätte ich jetzt alle Menschen, die mir in den Weg liefen, verprügeln können!

Noch schmerzlicher wurde meine Aufwallung, als sich auf meiner Stirn heftige Stiche fühlbar machten; rasch nahm ich den Taschenspiegel und erkannte zu meinem Schrecken, daß auf meiner Stirn, direkt über der Nasenwurzel, eine große Beule prangte, als ob dort in nächster Zeit ein mächtiges Horn durchbrechen sollte.

Wahrhaftig, es wäre recht, wenn du ein Horn bekämst, sagte ich mir. Denn nur ein vollkommenes Einhorn kann bei diesen miserablen Zeiten so mir nichts, dir nichts eine ekelhafte Beule mit drei Mark bezahlen!

Ich war grenzenlos ernüchtert. Heim denn, unglücklicher Don Juan!

Und so begab ich mich zur nächsten Haltestelle, der Elektrischen. —

Erst als ich mich zur Wohnung meines Hauses emportastete, regten sich wieder in mir erotische Gefühle. Ich malte mir aus, wie schön es doch gewesen wäre, wenn ich jetzt mit der Kleinen einer Kaffeediele hätte zustreben können, um mit ihr zu plaudern, mit den reizenden Händchen zu spielen, vielleicht gar, um hinter irgend welcher Deckung ein Küßchen zu naschen.

Eigentlich mußte ich ihr sehr, sehr böse sein! So vertrauensvoll sie sich gezeigt hatte, hatte sie mich doch zu guterletzt sehr arg enttäuscht. Vielleicht lachte sie mich noch obendrein gehörig aus! Ja, ja, die Weiber! Sie fangen eben alle mit einem „W" an . . . .

Aber noch bevor ich die Tür wieder schließen konnte, sprang mir lachend meine siebzehnjährige Gertrud entgegen, umarmte mich, gab meiner Schicksalsbeule einen schallenden Kuß und stürmte mit den Worten: „Da hast du ihn — nun sind wir quitt!" in ihr Zimmer, während ich, wie vom Blitz und Donner gerührt, versteinert stehen blieb, bis mir vom Zimmer her ein übermütiges Lachen in die Ohren klang.

So. Nun weißt du meine Beulengeschichte. Dumme Sache — was?"

Und ich nickte . . .

Es war einmal.

Es war einmal ein wohlhabender Mann, der Zeit seines an Annehmlichkeiten kargen Lebens geschuftet und sich nun zur Ruhe gesetzt hatte, um von den reichen Erträgnissen seiner verschiedenen Vermögen den Rest seines Daseins beschaulich und sorgenfrei zu beschließen. Dieser wohlhabende Mann hatte aber auch zwei Söhne, die irgendwo in einer

anderen Stadt leben und vor allen Dingen leben ließen. Sie machten sich wegen der Größe des väterlichen Vermögens keine Kopfschmerzen; wenn sie Geld brauchten, so genügte ein kurzes Telegramm, und das Geld kam — bis eines schönen Tages statt des Geldes ein Brief des Vaters eintraf, der den beiden lustigen Lebesöhnen kundtat, daß der Vater nicht mehr daran dächte, den beiden Tagedieben sein schönes Geld in die Hände, die es nicht halten können, zu stecken: überhaupt sei sein Vermögen fast ganz aufgezehrt.

Die Söhne stutzten, überlegten und kamen zu dem Schluß, daß da nur ein Schreckschuß abgefeuert sei. Sie beratschlagten weiter, und als Endergebnis ihrer rotweinreichen Ratsversammlungen ergab sich eine unter Deckadresse abgesandte Anfrage an eine Auskunftei. — Prompt lief die Antwort ein:

Berlin, 14. 8. 191 . . .

P. P.

Auf Ihr Schreiben vom 8. 8. 191 . . . teilen wir Ihnen höflichst mit, daß die Vermögensverhältnisse des früheren Rittergutsbesitzers . . . ., jetzt wohnhaft in . . . ., auch heute noch die denkbar besten sind. Sein Vermögen wird auf rund 2½ Millionen Mark geschätzt und ist durchaus sicher angelegt. Näheres hierüber würde laut unseren Bedingungen Ihre Rechnung um weitere 20 Mark belasten. Wenn dem Vermögen Gefahr drohen könnte, so würde das nur durch die beiden noch unmündigen Söhne des . . . . geschehen, die seit zwei Jahren in . . . . ohne Beschäftigung sich aufhalten und ein liederliches Leben führen.

Indem wir Sie bitten, diese Auskunft vertraulich zu behandeln, zeichnen wir

hochachtungsvoll

W. Sch. . . . .

Und noch nie ist tatsächlich eine Auskunft vertraulicher behandelt worden, als von diesen beiden Empfängern, die, so sie nicht gestorben sind, noch heute leben. H. L.

Wie Höhlen entdeckt werden.

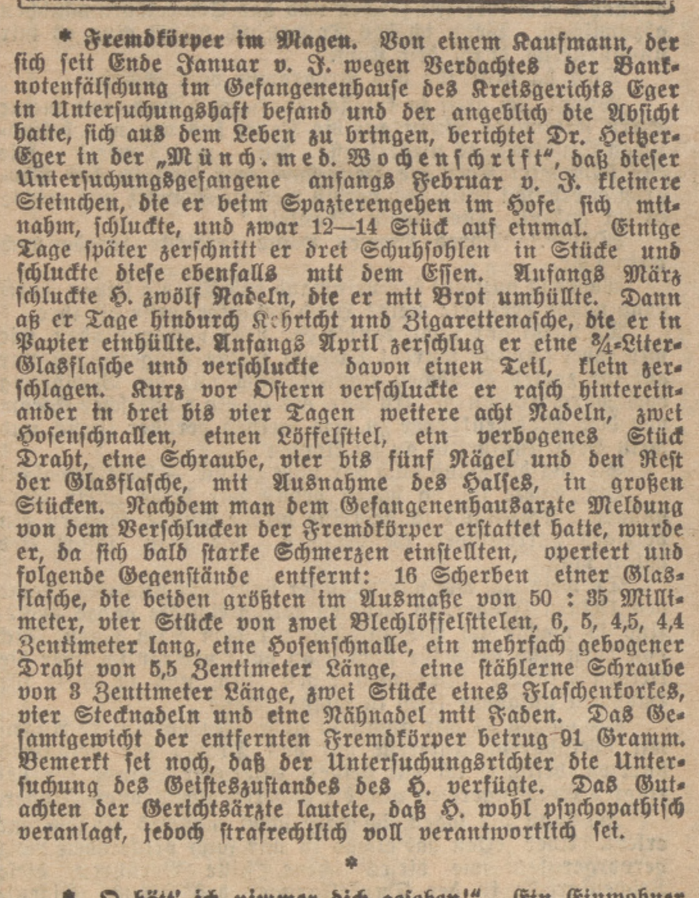
Ein Jubiläum der Unterwelt.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Höhlen, die, wie die berühmte über 200 Kilometer lange Mammuthöhle in Süd-Kentucky schon vor vielen Tausenden von Jahren bewohnt waren, und auch in Deutschland beweisen viele Reste von Tier- und Menschenknochen, daß auch dortige Höhlen, so z. B. die im Harz und in der Fränkischen Schweiz, in prähistorischer Zeit menschliches und tierisches Leben hatten. Es gibt aber auch „junge" Höhlen, die Jahrtausende in der Unterwelt ein Dornröschendasein führten, bis sie eines Tages doch von der Menschheit aufgefunden wurden. Eine solche Höhle jüngeren Datums ist die Olgahöhle unweit Reutlingen in der Schwäbischen Alp. Es konnte jetzt das Jubiläum ihrer fünfzigjährigen Entdeckung gefeiert werden und, was dem Ereignis eine besondere Weihe gab, ihr Endecker, der heute 75 Jahre alte Besitzer Johann Ziegler, war noch in eigener Person unter den Feiernden. Die Olgahöhle ist heute für die vielen Tausenden von Touristen, die in der Schwäbischen Alp durch das Echatztal wandern, ein Ziel, das niemand vermeiden möchte, mit ihren reichen Tropfsteingebilden eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Wie der alte Herr als 25jähriger Bursch dazu kam, das der Menschheit bis dahin verborgen gebliebene Stück Unterwelt zu entdecken, das erzählt er noch heute den Fremden mit viel Humor und guter Laune. An der Stelle, an der sich heute der Höhleneingang befindet, war in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Steinbruch, der seinem Schwiegervater gehörte. An einem Herbsttage des Jahres 1874 begab er sich in den Steinbruch, um selber mit Hand anzulegen. Plötzlich sagte der eine Gehilfe zu ihm: „Sischt heut a ganz hohler To' bei mir, do onta ischts scheints hohl", worauf Ziegler erwiderte: „Nanu?, dees wird doch net etwa a Höhl sein?"

Der Arbeiter wollte das nicht recht glauben, plötzlich zeigte sich jedoch an einer Stelle des Kalksteins ein Loch. Der Arbeiter wollte das Loch mit Sand ausfüllen, soviel er aber auch hineinschüttete, es wollte sich doch nicht füllen. Jetzt machte sich Ziegler mit einer Hacke an die Arbeit, um die Bresche zu vergrößern. Ein gewaltiger Stein wurde aus der Erdmasse herausgehoben, und nun zeigte sich ein rabenschwarzes tiefes Riesenloch. Um die Tiefe der Öffnung festzustellen, loteten sie mit einer Stange, kamen aber nicht auf den Grund. Erst ein erneuter Versuch mit einer langen Hopfenstange zeigte, daß die Tiefe der Öffnung etwa sieben Meter war. Ziegler leuchtete nun mit seinem Gehilfen vermittels eines Lichtes die unterirdische Öffnung ab, in der sich jetzt zur unbeschreiblichen Überraschung der beiden Männer die wundervollsten Gebilde aus Tropfsteinen an den Wänden und Decken zeigten. Auf einer herbeigeholten Leiter stiegen sie in diese unterirdische Zauberwelt, in der ihnen alles ganz märchenhaft vorkam.

So schildert der alte Herr seine Entdeckungsreise in die Olgahöhle. Originell ist es, daß sein für eine derartige Naturschönheit und Naturseltenheit wenig Sinn bekundender Schwiegervater, damals Besitzer des Geländes, die Tropfsteine abbrechen und zu Geld machen wollte. Ziegler setzte es aber glücklicherweise durch, daß dies Wunderwerk der Natur erhalten blieb, und so kann es heute noch jeder Naturfreund in seinem Urzustande bewundern. Der Entdecker selber legte im Jahre 1884 in der Höhle elektrisches Licht an, was, wie er erzählt, keine leichte Aufgabe war. Nach Erschließung des Echatztales durch die Eisenbahn, wurde der Zulauf von Touristen so groß, daß ein besonderer Ausgang geschlagen werden mußte. A. J.



Bunte Chronik

* **Fremdkörper im Magen.** Von einem Kaufmann, der sich seit Ende Januar v. J. wegen Verdachtes der Banknotenfälschung im Gefangenenhause des Kreisgerichts Eger in Untersuchungshaft befand und der angeblich die Absicht hatte, sich aus dem Leben zu bringen, berichtet Dr. Heitzer-Eger in der „Münch. med. Wochenschrift", daß dieser Untersuchungsgefangene anfangs Februar v. J. kleinere Steinchen, die er beim Spazierengehen im Hofe sich mitnahm, schluckte, und zwar 12—14 Stück auf einmal. Einige Tage später zerschnitt er drei Schuhsohlen in Stücke und schluckte diese ebenfalls mit dem Essen. Anfangs März schluckte H. zwölf Nadeln, die er mit Brot umhüllte. Dann aß er Tage hindurch Kehricht und Zigarettenasche, die er in Papier einhüllte. Anfangs April zerschlug er eine ¾-Liter-Glasflasche und verschluckte davon einen Teil, klein zerschlagen. Kurz vor Ostern verschluckte er rasch hintereinander in drei bis vier Tagen weitere acht Nadeln, zwei Hosenschnallen, einen Löffelstiel, ein verbogenes Stück Draht, eine Schraube, vier bis fünf Nägel und den Rest der Glasflasche, mit Ausnahme des Halses, in großen Stücken. Nachdem man dem Gefangenenhausarzte Meldung von dem Verschlucken der Fremdkörper erstattet hatte, wurde er, da sich bald starke Schmerzen einstellten, operiert und folgende Gegenstände entfernt: 16 Scherben einer Glasflasche, die beiden größten im Ausmaße von 50 : 35 Millimeter, vier Stücke von zwei Blechlöffelstielen, 6, 5, 4,5, 4,4 Zentimeter lang, eine Hosenschnalle, ein mehrfach gebogener Draht von 5,5 Zentimeter Länge, eine stählerne Schraube von 3 Zentimeter Länge, zwei Stücke eines Flaschenkorkes, vier Stecknadeln und eine Nähnadel mit Faden. Das Gesamtgewicht der entfernten Fremdkörper betrug 91 Gramm. Bemerkt sei noch, daß der Untersuchungsrichter die Untersuchung des Geisteszustandes des H. verfügte. Das Gutachten der Gerichtsärzte lautete, daß H. wohl psychopathisch veranlagt, jedoch strafrechtlich voll verantwortlich sei.

*

* **„O hätt' ich nimmer dich gesehen!".** Ein Einwohner von Edderitz namens Franz Hause läßt in der Samstag-Nummer der „Cöthener Ztg." folgenden Stoßseufzer eines geplagten Ehemanns los: „Warne hiermit jeden Geschäftsmann im Kreise Cöthen, meiner Frau, der gemeinen Person Charlotte Wachsmuth, auf meinen ehrlichen Namen etwas zu borgen, da ich keine Zahlung leiste. Wer es am längsten wird aushalten, werden wir ja sehen. Ach, hätte der Unterzeichnete in seinem Leben niemals sie gesehen! Hochachtungsvoll Franz Hause, Edderitz." — Armer Franz Hause!

Lustige Rundschau



* **Die schlaue Hanna.** „Muttchen, ich hab' so kalte Füße", sagt die kleine Hanna, als Mama ihr Gutenacht sagt. „Deck' dich nur ordentlich zu", rät diese. „Die Engel werden dich schon wärmen". Hanna mummelt sich ordentlich ein, aber dann sagt sie plötzlich: „Muttchen, könntest du mir nicht meine Engel gegen eine Wärmeflasche umtauschen?"

*

* **Seltene Einigkeit.** A.: Nur ein einzigesmal in meiner Ehe waren meine Frau und ich vom selben Gedanken beseelt. — B.: Wann war das? — A.: Als in unserem Hause Feuer ausbrach. Da liefen wir gleichzeitig davon.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.